Monatsschau.

Innere Mission.

(Ein dritter Artikel.)

Als wir die Bedingung für den Beginn einheitlicher Reform des Judenthums in unserm letztmonatlichen Artikel gestellt hatten, da konnten wir von mancher Seite hören: Der trägt Eulen nach Athen und rennt offene Thüren ein, diese Bedingung ist ja erfüllt! Wenden wir uns nach welcher größeren Gemeinde immer, halten wir Umschau in ihr, und unser Herz mag sich erfreuen. Mit sehr, sehr geringen Ausnahmen steht noch immer und überall das Gemeindeleben im Vordergrunde des Interesses bei den Juden des Ortes, kein Vorkommnis in der Gemeinde geht unbesprochen vorüber, das heißt — um mich eines landläufigen Ausdruckes zu bedienen — es wird noch allerorten rechtschaffen gekholezt. Die Wahl des Ausschusses, des Rabbiners und selbst die des Oberkantors entzündet und erregt noch alle Gemüther, ein etwas tief einschneidender Beschluß der Verwaltung wird von allen Seiten einer gründlichen Kritik unterworfen. Und darin steht die Intelligenz der Masse gar nicht nach. Es sei einfach unwahr — so wird behauptet — daß die jüdische Intelligenz gleichgiltig das Gemeindeleben an sich vorüberziehen läßt, sie nimmt überall den ihr zukommenden aktiven Antheil daran, ja in nicht wenigen Gemeinden liegt in ihren Händen die Leitung und Verwaltung. Es ist allerdings wahr, das Gotteshaus ist für sie ein ziemlich seltenes Stelldichein. Doch auch da waltet kein Unterschied ob, denn auch die große Majorität der Gemeindemitglieder sucht den Tempel nur sehr selten auf. Dagegen ist es eifrigster Wunsch der Intelligenz, den sie vertritt und häufig genug ausspricht, daß endlich eine einheitliche Reform des Judenthums von den

Rabbinern angebahnt werde. Gehe nur der Rabbiner auf diese Wünsche ein, des geistigen und sozialen Rückhaltes ist er sicher.

All das zugegeben, verlangen wir aber die Erfüllung noch einer, und zwar einer grundlegenden Bedingung, ehe wir an die Verwirklichung des aufgestellten Zieles schreiten, wir verlangen — Religion. Nur wenn das Reformbedürfnis einem wahrhaft religiösen Gemüthe entstammt, ist es beachtenswerth. Wehe dem Judenthume, das Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit reformiren! Nur wer frommen Herzens ist, mit jeder Fiber an seinem Glauben, am Judenthume hängt, und dabei durchdrungen ist von der Nothwendigkeit der Reform, der allein darf sie wünschen, dem allein ist Gehör zu schenken.

Ja, was verstehst du denn unter Frömmigkeit und religiösem Gemüthe?

Ach, daß ich diese Frage im Namen so vieler stellen muß, daß ich sie erklären muß!

Ein frommes Gemüth trägt Gott im Herzen, dankt Gott und vertraut auf ihn für alles und zu jeder Zeit. Ein frommes Gemüth beginnt sein Tagewerk mit Gott und schließt es mit ihm, kein Genuß, keine Freude ohne einen Dankesblick zu dem, durch den sie ihm geworden, keine Trauer, kein Kummer ohne Ergebungsgebet an den, der ihn heimgesucht. Ein frommes Gemüth betet täglich zu seinem Allvater. Ein frommes Gemüth meidet Falschheit und Betrug, begnügt sich mit dem Wenigen, wenn es nur redlich erworben ist. Ein frommes Gemüth geht nicht im Erwerbe auf, noch im Genusse. Der wahre, fromme Jude betrachtet sein Lebensziel nicht in der Häufung des Goldes. Ihm ist der Erwerb nur Mittel, um zu leben, um sein Leben Gott gefällig führen zu können. Saget nicht, ihr arbeitet für euere Kinder, das entschuldigt das Hasten und Jagen nicht, denn ihr werdet dabei vor der Zeit grau und schwach, krank und siech. Ein frommes Gemüth glaubt nicht sein Kind mit Geld glücklich zu machen, erziehe es fromm und gut, dann ist es glücklich.

Der 9. November, der Tag der großen Börsen-Deroute hat in gar manches jüdische Haus, in gar manches jüdische Herz grell hineingeleuchtet. Bleich und zerstört, zitternd und gebrochen kam so Mancher heim. Und es graute den Kindern, wie sie ihren Vater so sahen, wie der Bissen ihn würgte, wie er sein schweres Haupt mit der Hand stützte, und wie es ihn kein Viertelstündchen zu Hause hielt, wie er hinauseilt und nur draußen dem Weibe in fiebernder Erregung die Verluste hinflüstert. Und noch bleicher wird die Frau, Thränen stürzen aus ihren Augen, händeringend geht sie auf und ab. Und die Kinder die größeren, ahnungsvoll blicken sie auf die verzweifelte Mutter und raunen sich zu:

Papa hat viel heute verloren! Und auch die Kinder trauern über den großen Verlust. Das ist ein Bild so manchen jüdischen Hauses. Ach, ein trauriges, ein unjüdisches Bild! Wie drang nicht aus dem Herzen ein einziger großer Hoffnungsstrahl, verklärend und beglückend, die Hoffnung, das Vertrauen auf Gott. Der frühere, der alte Jude hätte gesprochen: „Wie Schem boruch hu, wie der Oberste will!" und hätte sein Weib beschwichtigt, einen Psalm zu Gott gesungen, seine Kinder ermahnt, immer nur gottesfürchtig und fromm zu sein, dann wäre er wieder gekräftigten Herzens an die Arbeit gegangen. Der moderne Jude, auch der moderne Orthodoxe kennt dies göttliche Gefühl nicht, er ist nicht religiös, er ist nicht fromm.

Nun, du Rabbiner, ruft der verbitterte Mann mir zu, sei der Tausendkünstler, und schaffe mir dies fromme Gemüth. Gieb mir es, bringe mir es wieder, wie es meine Väter besessen haben, und auf den Knien will ich dir danken. Meinst du, ich weiß es nicht, welches Gottesgeschenk das ist, meinst du, daß ich jeden, der dies Gefühl noch sein nennt, nicht mehr beneide, wie den Geldmann um seine Millionen! Zaubere doch das verlorene Paradies in mein Herz zurück, daß ich wahrhaft glücklich werde, und ich will dich zu jeder Stunde preisen.

Aber traurig schüttelt der Rabbiner das Haupt und spricht: ich kann es nicht! Vielleicht vermögen es gewaltige, erschütternde Ereignisse deines eigenen Lebens, frommes Gemüth kann kein Mensch dem andern geben. Erhalten, fördern, stützen, kräftigen, das ist das Wort des Rabbiners imstande, aber verloren gegangene Frömmigkeit wieder schaffen, dazu reicht seine Macht und seine eigene religiöse Begeisterung nicht aus. Keine Macht auf Erden wird mir das Bedürfnis, mein Morgengebet zu verrichten, wieder geben, wenn es mir einmal fremd geworden ist; ja, ich kann es plötzlich wieder finden, es kann, gleich dem Manna, auf dem Boden meines Herzens wieder sichtbar sein, durch ein unbewußtes Etwas angeregt, — zur Frömmigkeit, zur tiefen innigen, *überreden*, ist das Wort unfähig.

Eines jedoch müßte jeden Vater mit Allgewalt zur Frömmigkeit führen: die Rücksicht auf sein Kind. Wenn wir eingestehen, daß ein frommes Herz das höchste Glück eines Menschen ist, wie kann ein Familienvater so freveln und seinem Kinde dies Glück entziehen?! Wie vieles thut der Mensch, wie vieles unterläßt er seinem Kinde zu Liebe. Wie hütet er seine Zunge, daß kein böses Wort ihr entfahre, so lange sein Kind noch am Tische sitzt. Wie bezwingen sich die Eltern, wo es gilt, dem Kinde kein schlechtes Beispiel zu geben. Wäre es so unerhört, fromm thun, damit mein Kind fromm werde! Das ist Heuchelei, und

ich will nicht heucheln, entgegnet der Vater. Wie merkwürdig, daß der Mensch zumeist da sein redliches Herz plötzlich findet! Ich habe schon häufig die Erfahrung gemacht, daß die lügenhaftesten Menschen, deren Geschäft die Unredlichkeit selbst ist, in Bezug auf Religion nur „ihrer Ueberzeugung nach" handeln und leben wollen. Sie nennen ihre Bequemlichkeit, ihre Gottlosigkeit — Ueberzeugung, und da mit ihr weder das Geschäft, noch das Gericht irgend etwas zu thun hat, so ist es leicht — Ueberzeugung zu heucheln. Ich denke aber, wenn irgend welche Heuchelei gestattet, ja geboten, ja edel genannt werden kann, so ist es jene Heuchelei in den vier Wänden seines Gemaches, da der Vater vor den Augen seines Kindes des Morgens betet, sein Tischgebet verrichtet und seinem Kinde Gottvertrauen einprägt und einimpft. Und wie erst die Mutter, die für das Seelenleben ihres Kindes so verantwortlich ist, in deren Hand das Erblühen der Knospe ruht! Wie müßte sie jedes Mittel herbeiziehen, das befähigt ist, die Knospe vor Frost und Sturm, vor sengender Gluth zu schützen. Und das beste Mittel, die fromme, gottesfürchtige Erziehung, die läßt die Mutter abseits liegen, verschmäht sie, weil sie, weil sie nicht modern, nicht vornehm ist. Könnte doch der 9. November die Eltern eines Bessern belehrt haben!

Doch wer weiß, ob die äußeren Ereignisse, das Schicksal der Judenheit, nicht der beste Lehrmeister wird, der Frömmigkeit unseren Herzen einflößt. Zwar zeigt das bunte Bild diesmal eine lichtere, für uns Juden günstigere Seite. Der Ministerpräsident Graf Badeni hat, allen Einflüsterungen zu Trotz, Seiner Majestät die Nichtbestätigung Luegers vorgeschlagen, und der Kaiser hat den Vorschlag gutgeheißen. Ein weittragendes Ereigniß. Unter Herrn von Plener's Ministerschaft wäre Lueger zweifellos Bürgermeister von Wien geworden. Wenn das Ministerium auf dieser Bahn auch ferner bleibt, so wird es mit dem revolutionären Antisemetismus bald zu Ende gehen. Und es scheint auch der Anfang vom Ende zu sein. Graf Badeni hat auch als Ursache der Nichtbestätigung den Umstand angegeben, daß er einen, allen Klassen der Bevölkerung gleich unparteiisch gegenüberstehenden Mann fordere. Es sollte also nicht nur Dr. Lueger, sondern auch jeder andere Antisemit von dieser Stelle ausgeschlossen sein. Die Nichtbestätigung hat schon heute Folgen gezeitigt, mit denen wir Juden recht zufrieden sein können. Sie hat den Rachekrieg der Mäuse entfacht. Die Szene im Abgeordnetenhause, die an Niedrigkeit jede Wirthshausszene in Schatten stellte, hat leider die klerikal-antisemitische Gruppe des Hohenwartklubs wieder verscheucht, aber sie hat das Tischtuch zerschnitten zwischen dem Grafen Badeni und den Antisemiten. Und da mag Dr.

Lueger noch so mächtig thun mit seiner Agitatorenkraft, es wird ihm der Athem doch ausgehen und es müßte schlimm um Oesterreich stehen, sollte ein Mann imstande sein, gegen den strikten Willen der Regierung, die Brandfackel in die Lande zu werfen. Die Wiederwahl des Dr. Lueger am 13. November und die darauf erfolgte sofortige Auflösung des Gemeinderathes ist die nothwendige Consequenz alles Vorhergegangenen, auch nicht dazu angethan, die Regierung der uns feindlichen Strömung friedlicher zu stimmen.

Was aber, wir wollen es hoffen, das vollkommenste Ergebniß der strammen Haltung des Grafen Badeni wäre, ist die Neubelebung der deutschliberalen Partei. Diese Partei, die bedroht war und noch ist, vollständig in die Arme der Deutschnationalen sich zu werfen, sie erwacht und kommt zur Besinnung. Sie schöpft neuen Muth aus den Handlungen des Ministerpräsidenten zur Vertheidigung der liberalen Prinzipien. Es ist zwar schlimm genug, daß sie den Muth nicht in sich selbst gefunden hat, aber wir wollen mit schwachen Menschen nicht rechten, die vom Wellensturze der Bewegung erfaßt, nicht gegen den Strom schwimmen vermochten. Wir würden uns zufrieden geben, wenn sie es jetzt, gestützt auf die von der Regierung verkündete „Gerechtigkeit" thun wollten.

Denn trotz dieses Bildes, das nach so langer Trauer uns wieder einmal erfreut, ist der Strom immer noch gegen uns gerichtet, und seine Wellen zischen und schäumen und bedrohen die einsame Hütte Israels. Der revolutionäre Antisemitismus wird vielleicht bald von der Oberfläche verschwinden. Dann aber werden sich die tiefen Furchen zeigen, die er gezogen, dann erst werden sich die Verwüstungen zeigen, die er in allen Schichten der Bevölkerung zu Wege gebracht hat. Wenn einmal der Brand sich gelegt haben wird, und die Führer wieder an den Aufbau ruhiger zustande gehen werden, wird man mit dem Demagogen nicht auch uns bei Seite schieben, daß wir nicht wieder Anlaß und Gelegenheit geben zu neuen Aufreizungen und Anfeindungen? Wird nicht der Klerikalismus die Erbschaft antreten, jener Klerikalismus, der das Judenthum Jahrhunderte hindurch unterdrückt hat, dem wir unsere Mißgestalt, alle unsere Fehler und Gebrechen zu danken haben. In der Aufregung, im heißen Gefechte, erschien uns der Demagogen-Antisemitismus als die größte Gefahr, und doch ist er es nicht, sondern der Klerikalismus, der die Bullen erlassen hat gegen uns, der uns zu andern, niedrigeren Menschen gemacht hat, als unsere christlichen Nebenbürger, der den gelben Flecken an unsere Kleider geheftet, uns in den Ghetto gesperrt und nur den Handel mit altem Trödel uns gestattet hat. Wehe, wenn der

Klerikalismus Herrscher würde, wenn der uns wieder zu unserer einzigen Quelle, zum Gottvertrauen, zur Frömmigkeit führen würde!

Doch wir wollen beten, daß unsere trüben Vorahnungen nur solche bleiben, wollen beten, daß mit dem Ende des Demagogenhasses auch die Feindschaft ein Ende nehme, und wollen beten, daß Religiösität, Frömmigkeit und Gottvertrauen in Israel wieder einziehe, daß die Eltern ihre Kinder für dies Glück und in diesem Glücke erziehen.

Und die religiös gewordenen Eltern und Kinder werden unser Streben begreifen und selbst zu uns kommen und sprechen: Sehet unser Judenthum, wie zerklüftet und zerfahren es ist, wie die Anarchie in unserm religiösen Leben wüthet, bessert, einet, reformiret, daß es mit der inneren Mission im Judenthume Ernst werde, denn die Förderung nach derselben ist eine gerechte. Möge sie beginnen und wirken!

Karlsbad. Dr. Ziegler.

Falsche und echte Boutons.

Von Dr. Adolf Kurrein.

Jüngst hatte ich die seltene Gelegenheit, einen Abend in einem jüdischen Gasthause zu verleben. Ich freute mich des Anblicks so vieler Männer und Frauen, welche in der Großstadt noch das Bedürfnis haben, ein jüdisches Restaurant aufzusuchen. Wohl entgieng mir gar bald nicht die Bemerkung, daß ich es mit den oberen Zehntausend nicht zu thun habe, daß nur der tüchtige Mittelstand, der überall eigentlich die beste Garde ist, auch hier sich eingefunden. Was mir besonders auffiel war, daß eine große Anzahl der Frauen in ihren Ohren Boutons, und nicht wenige von mehr als bescheidener Größe erglänzen ließen. Ich bin nicht Kenner genug, konnte auch den mir fremden Damen nicht zu nahe treten, um eine gründliche Untersuchung einleiten zu können, ob die Steine ihren Fundort in Indien oder Capland verrathen, oder ob sie sich nur rühmen dürfen, Scharf'scher Herkunft zu sein. Einen denkenden Beobachter, dem die Juwelen weder zum Kaufe angeboten, noch zur Abschätzung vorgelegt werden, der auch weder den Neid darüber noch die Leidenschaft dergleichen zu besitzen, im Busen liegt, kann der ganz interne Unterschied der falschen und echten

Diamanten ganz gleichgiltig sein. Für ihn sind und bleiben es Diamanten, Boutons, was sie vorstellen sollen, wofür sie die Damen gehalten wissen wollen.

Von dieser Voraussetzung ausgehend, wird es jedem als einen Verstoß gegen den guten Geschmack erscheinen, wenn Damen nicht etwa bei einer Hochzeit, oder bei einem glänzenden Gesellschaftsabend oder bei einem feierlichen Empfang ihre Juwelen anlegen, sondern nur um ein bescheidenes Abendbrot, etwa einen Gansfuß mit Schalet im Restaurant zu verzehren. Diamanten, Boutons als gewöhnlichen Schmuck zu tragen, verräth nicht eine Dame von Distinktion oder Stellung, wenn nicht der ganze Habit, Ort, Gesellschaft und Umgebung entsprechend ist. Es ist gar kein Milderungsgrund, wenn die Betreffenden erklären würden, es seien gar nicht echte, nur Scharf'sche. Das würde die Sache noch ärger machen, weil dadurch der Schein dasselbe Urtheil herausfordert, und dieses um so härter wird, je weniger Wahrheit hinter dem Scheine sich verbirgt.

Nun wenden die jüdischen Damen nicht mit Unrecht ein: Wir sind jung, mitunter auch etwas älter, schön oder auch etwas weniger hübsch und sind so ganz und gar Töchter Eva's, warum sollen wir uns nicht schmücken und putzen, nicht das anziehen und tragen, was uns Freude macht, was uns gut kleidet, was unseren Männern gut gefällt, wie es die anderen Frauen thun. Können und dürfen wir schon in der großen Gesellschaft nicht zur Geltung kommen, warum sollen wir für uns nicht nach unserem Geschmacke leben können, warum sollen wir uns mit uns selbst nicht freuen, nicht an uns selbst Wohlgefallen finden und bei unseren Gatten Wohlgefallen erwecken und erhalten dürfen."

Wenn schon Rabbi Akiba vor mehr als einem Jahrtausend den Schmuck der Frauen und dessen Mittel ihren Männern zu gefallen als hinreichenden Grund gelten ließ, um ihnen manche Erleichterung in religiösen Observanzen zu gewähren, und wohlwollend wiederholt ein Auge zudrückte, um die jüdischen Frauen nicht zu verunzieren, so wird wohl ein Rabbiner der Gegenwart, der wiederholt mit seiner freundlichen Gesinnung gegen die modernen Frauen und deren Wünsche nicht hinter dem Berge hielt, nicht gegen die äußere gefällige Erscheinung der modernen jüdischen Frau das Wort und die Feder ergreifen. Im Gegentheile bin ich den bekannten und unbekannten jüdischen Damen ein solcher Freund, daß ich wünsche, daß ihnen die Palme der Schönheit, der Liebenswürdigkeit, der Anmuth und der Züchtigkeit unbestritten gereicht werde. Eben darum bin ich der wohlmeinenden Ansicht, daß dieses Ziel auch ohne Diamanten erreicht werden kann. Die jüdischen Damen sollten es sich zum Grund-

satz machen, in Kleidung, Haltung, Schmuck stets nur den Eindruck der Gediegenheit, des Distinguirten, der selbstbewußten aber nicht vernachlässigten Einfachheit hervorrufen zu wollen und das Schreiende und Auffallende in grellen Farben, Modeextravaganzen, in Haltung und Gebahren auf öffentlichen Plätzen, im Theater und Concerten zu meiden, dem Fesch-sein-wollen à tout prix, dem Anblick des Luxuriösen und Ueberladenen aus dem Wege gehen und nicht durch Mode, Toilette und Coketerie, sondern durch gebildeten Ton, aristokratischen Anstand und Vornehmheit der Sitten hervorleuchten.

Kommt das gerade den jüdischen und nicht auch den christlichen, nicht der Frau im allgemeinen zu? fragen die jüdischen Frauen. Gewiß sollen diese Vorzüge des Weiblichen allen gemeinsam sein, und es läßt sich, will man gerecht sein, gar nicht leugnen, daß die Putzsucht, die Geschmacklosigkeit, die Ueberladung, die Museen von Botanik oder Zoologie auf den Hüten, Farbengrellheit, die in der Türkei Furor machen könnte, die Diamanten und Scharfsucht auch bei den christlichen Frauen und sogar nicht der höheren Ständen zuhause ist, diese jedoch verlieren sich in der Menge, aber die jüdischen Frauen, theilen mit ihren Männern und allen Juden das Geschick — und das ist ja das schönste Compliment für sie und uns — daß sie mehr gesehen, mehr angesehen, mehr beobachtet und mehr beurtheilt werden, und daß sehr häufig schon die eine oder die andere auffallende und geschmacklose Erscheinung genügt, um das Urtheil über alle als unangefochten endgiltig festzustellen. Zu dem Vorwurf des Auffallenden, Schreienden, Lärmenden, Aufdringlichen, Geschmacklosen und Protzenhaften gesellt sich der des Reichthums, der Verschwendung und des Luxuriösen. So wird das Urtheil zum Vater des Neides und der Eifersucht bei den Massen, und der Haß blüht völlig fertig in die Höhe und wird zum scheinbar natürlichen Bacillus der Antisemiten-Epidemie.

Damit soll nicht gesagt sein, die jüdischen Frauen hätten den Antisemitismus verschuldet. Nein! und nimmermehr! Nicht die jüdischen Frauen und nicht die jüdischen Männer, niemand und nichts, nur der Neid hat den Antisemitismus geboren. Der Neid ist älter als der Antisemitismus, älter als Juden und Christen, älter als die Menschheit. Führen doch unsere Weisen das so schön in der Allegorie von Sonne und Mond aus. Diese beiden waren nach der Schöpfung die gleich großen Himmelslichter. Der Mond voll Neid und Eifersucht klagte dem himmlischen Schöpfer, daß es die Würde beeinträchtige, wenn es zwei gleich große Herrscher auf einem Gebiete gäbe. Der Schöpfer gebot

nun, daß der Mond der kleinere sei. Wenn mit jedem Neumond dieser Vorgang dem Menschen ins Gedächtniß gerufen wird, so muß Israel ein Sündopfer bringen, um sich vor Augen zu halten: „Der Neid muß sein Opfer haben". So forderte schon bei den ersten Eltern der Neid das Opfer ihres Sohnes. So legten die Brüder Josefs mit ihrem Neide dem greisen Vater und dem schuldlosen Bruder ein schweres Opfer auf. So machte König Saul durch den Neid den besten Sohn des Volkes, den späteren König David, zum heimatlosen Flüchtling und Abenteurer. Der Neid, so sagt eine alte Ueberlieferung, hat die zwölf Stämme Israels in zwei feindliche Reiche dauernd zerrissen und sie so der Zerstörung anheimgegeben. Was hat alle Raub- und Kriegszüge, die Zerstörung von Ländern und Staaten veranlaßt? Der Neid, die Eifersucht und der daraus erwachsende Haß der Menschen.

Zur Schande des Menschengeschlechtes haben Neid, Mißgunst, Eifersucht und Haß es durch alle seine Entwicklungsstufen begleitet und verlassen es nicht trotz zunehmenden Wissens und aller Fortschritte. Es hat fast den Anschein, als ob die Menschheit in Kunst und Wissenschaft, in allen Fertigkeiten fortschreitet, doch was die Moral und die Sittlichkeit betrifft, auf dem Punkte stehen geblieben ist, wo sie vor vier Jahrtausenden sich befand. Neid und Mißgunst, Haß und Eifersucht schwinden nicht aus der Menschen Mitte und wollen ihre Opfer haben, haben und finden sie, selbst wenn es keine Juden und Jüdinnen gäbe, und wo es keine giebt.

Sehen wir von den Juden ab, so liegen sich Deutsche und Tschechen, Deutsche und Franzosen, Ungarn und Croaten, Polen und Russen, Italiener und Slaven, Christen und Türken, ja die christlichen Secten unter einander auch nicht von Liebe und Brüderlichkeit überfließend in den Armen. Es hindert sie nicht, sich zu beneiden, zu hassen und zu verfolgen, trotzdem der Jude hier nicht Gegenstand und Veranlassung zum Hasse ist. Würde der Jude mit einemmale von der Erdoberfläche verschwinden, so gäbe es noch immer genug Angriffsobjekte für den Neid, und würden alle Juden plötzlich von dem Wahne befallen, sich taufen zu lassen, so würde der Haß die Getauften wie die christliche Liebe vor sechs Jahrhunderten die Marannen in Spanien auf den Scheiterhaufen bringen.

Diese häßliche Seite der menschlichen Natur *rechtfertigt, ja spricht uns Juden frei* von jeder Schuld an dem Antisemitismus. Daß wir Juden aber gerade von Zeit zu Zeit schon mehr als zwei Jahrtausende viel schlimmer als jeder andere Volksstamm und jede andere Religion dem Hasse unserer Mitmenschen preisgegeben sind, hat seinen

Grund darin, daß wir immer die exponirteste, am wenigsten geschätzte und am schlechtesten vertheidigte Seite den Angreifern und denen, die gerade mit wem immer anbinden und losschlagen wollten, darbieten. Da fällt mir eine witzige Erklärung der französischen Revolution ein, die mir einst ein geistreicher Mann gab. Er sagte mir, wissen Sie, warum die französische Revolution mit den Aristokraten den Anfang machte und sie so stark mitnahm? Weil es keine Juden in Frankreich gab. Hätte es dort wie bei uns Juden in größerer Menge gegeben, hätten die Revolutionäre zuerst mit den Juden angefangen, unterdessen wären die Aristokraten der ihnen drohenden Gefahr inne geworden und hätten die ausreichende Hilfe, die für die Juden nie zur rechten Zeit vorhanden ist, gefunden. Die Juden, so setzte er fort, kommen mir wie die Forts der modernen befestigten Städte vor. Rückt ein Feind heran, werden sofort die Forts beschossen und mitunter auch zerschossen, bis dahin sammelt man das entsprechende Heer und die Aristokraten sind geschützt. Die geistreiche Erklärung läßt sich auf die moderne antisemitische, die eigentlich eine christlich-sociale Bewegung ist, übertragen. Der noch unter der Erdrinde brodelnde Lavastrom, der vorbereiteten zu gewärtigenden aber noch nicht zum Ausbruch reifen socialen Eruption beginnt die Plänkeleien, den Vorpostenkampf mit den Juden, den ersten sich ihm darbietenden Forts. Je länger die jüdischen Forts Stand halten, desto länger sind die Aristokraten, die oft in größter Selbstverblendung gegen die sie schützenden jüdischen Forts manövriren, vor den Angriffen der Revolutionäre geschützt, sind einmal die schlecht vertheidigten und noch schlechter geschützten jüdischen Forts von den Antisemiten mit Sturm genommen, dann geht es gegen die Aristokraten, die mögen dann sehen, wie sie der Kobolde, die sie rufen halfen, sich erwehren.

Da wir Juden durch den Gang der Geschichte, die sich in ewigen Schneckenlinien bewegt, hinreichend belehrt und gewarnt sein können, so müssen wir uns doch einmal den Vorwurf ersparen, *nichts gelernt und alles vergessen zu haben*, und sollen, soweit uns die Möglichkeit geboten ist, vermeiden, *die wenig geschützten und um so leichter anzugreifenden Forts zu sein*. Die Anleitung dazu giebt uns unser Buch, unser einziges, in dem unser Alles enthalten ist. Dort lesen wir das Leben unseres Patriarchen Isak, der in seinem Leben das prophetische Bild Israels, das vom Antisemitismus bedrängt wird, uns vor Augen führt. Der durch schwere Arbeit mühsam erworbene Besitz Isaks wird von den *Philistern beneidet und angefeindet*. Die Philister, die Herren im Lande, die Besitzer des Grundes und Bodens, *fürchten das Uebergewicht* des Einen,

sie wünschen, daß er sich von ihnen ferne halte, weil sein Uebergewicht ihnen Angst einflößt. Mit schwerem Herzen, aber dennoch geht er ihnen, mit denen er bis nun in brüderlicher Uebereinstimmung gelebt, aus dem Wege, widmet sich nun seinen eigenen Angelegenheiten, arbeitet unverdrossen mit umso stärker angespannter Kraft und erlangt die Genugthuung, daß der jedermann sichtbare segensreiche Erfolg seiner Wirksamkeit, ihm die aufrichtige Anerkennung seiner Feinde erzwingt, sie ihn aufsuchen, an ihn herankommen und seinen aufrichtigen Anschluß wünschen und besiegeln.

Das ist Weg und Ziel, den die heilige Schrift auch uns für das Verhalten dem Antisemitismus gegenüber vorschreibt. Geben die Antisemiten vor, unser Uebergewicht, unsere Herrschaft zu fürchten, nun dann lasset uns ihnen wie Isak sorgsam aus dem Wege gehen. „Birg dich ein kurzen Augenblick, bis der Sturm vorüber ist", sagt der Prophet. Ziehen wir uns zurück aus den Gesellschaften, aus den Vereinen, aus den öffentlichen Unterhaltungen, fahren wir nicht fort, mit unserem Gelde Vereine, Bestrebungen, Gesellschaften und Anstalten zu unterstützen, die sich nur dann gegen uns wenden, uns aus den Gesellschaften hinausdrängen und sich auf dem Boden, den wir ebnen halfen, breit machen, als hätten sie ihn geschaffen. Setzen wir uns auch politisch nicht allzu sehr für das Deutschthum ein. Sehen wir, wie dankbar die Deutsch-Nationalen im Namen des Deutschthums uns danken, daß wir an schwer bedrohten Stellen mit allen Kräften uns einsetzten, das Deutschthum gegen Slaventhum zu retten, sie predigen und propagieren den Antisemitismus und suchen mit allen Mitteln, da wo bisher kein Boden für diese Giftpflanze war, ihn künstlich zu züchten. Bleiben wir daher ganz neutral in dem Kampfe der Deutschen mit Tschechen, wozu sollten wir hier Feindschaft, dort Undank für unsere Opfer ernten. In Mähren und vorzugsweise in der Hauptstadt Brünn machen die Juden schon diese Erfahrungen. Nur die Juden halten an den bedrohten Plätzen noch die Majorität der Deutschen. Ziehen sich die Juden vom Wahlkampfe zurück, oder wählen sie tschechisch, dann ist es mit der deutschen Majorität und der deutschen Herrlichkeit in Mähren zu Ende. Wie viel jüdisches Geld hat den Bau des deutschen Hauses in Brünn in die Höhe gebracht, und welche Feindseligkeit hatten eben darum seinerzeit die Juden von der slavischen Bevölkerung in Brünn und in Mähren zu erleiden, und die deutsche Dankbarkeit und Treue vergilt den deutschen Juden ihre Bundesgenossenschaft, daß sie die Juden, die Mitbegründer, aus dem deutschen Hause verdrängen und es zum Herde antisemitischer Agitation machen. Da muß Isaks Bild unsere Losung sein: Wo die Deutschen als Anti-

semiten auftreten, ziehen wir Juden uns bescheiden zurück und überlassen die Deutschen getrost den Tschechen, sie sind dann in guten Händen! *Entweder sind wir Deutsche, dann darf es keinen deutschen Antisemitismus geben, oder wir sind es nicht, dann suchen wir unseren Platz.*

Wir sollen uns auch zurückziehen, indem wir nicht durch Toilette, Schmuck, Großthun, Arbeit und Glänzen zum Scheine die Aufmerksamkeit auf uns lenken und die Ueberzeugung bei andern hervorrufen, daß jeder Jude reich sei. In der That sind wir es nicht und scheinen nur selbst bei notorischer Mittellosigkeit, da wir in anderer Beziehung sparsamer, nüchterner, genügsamer und in der Verwendung des wenigen berechnender sind, für das äußere Auftreten und die Erscheinung in der Außenwelt, für Kunstgenüsse und harmlose Unterhaltungen mehr Aufwand zu machen, kurzum den Allüren der besseren Stände und nicht der unteren Volksklassen zu fröhnen, das bei den Gebildeten und Einsichtsvollen uns Juden nur um so höher stellen müßte, wäre nicht auch alsbald *der Neid wieder da*. Der *Schein des Reichthums* macht uns wieder zu einem Fort für den *Socialistenkampf*.

Sich wie der Patriarch Isak von den Philistern zurückziehen, heißt nicht apathisch, verdrossen und unthätig im Schmollwinkel sitzen. Beileibe nicht. Isak streute im Lande seine Saaten aus und fand in diesem Jahre das Hundertfache. Der Neid und die Eifersucht unserer Feinde fördert uns zum Wettkampfe, zum Erproben der eigenen Kraft in die Schranken. Wir müssen alle unsere Kräfte zusammennehmen, in ehrlicher und redlicher Arbeit zeigen, was jüdische Arbeit leistet, und was sie der Gesellschaft nützt. Darin dürfen wir uns in keiner Weise von unseren Feinden irre machen lassen.

Wir dürfen aber nicht ausschließlich der materiellen Arbeit uns zuwenden, das wäre den Antisemiten im Grunde recht. Wir müssen *die Idealisten der Menschen und auf der Erde sein!* Wie unser Vater Isak nach der Erklärung unserer Weisen in seiner Zurückgezogenheit sich dem Wirken für die Menschheit und der Bethätigung seiner Religion überließ, so sollen wir unsere freie Zeit unseren inneren Bedürfnissen, unseren Arbeiten im eigenen Haus und fürs eigene Haus widmen. Uns Juden erging es bis heute wie so manchem von Geschäften überhäuften, überbürdeten Familienvater, der im Drange seiner Arbeiten ganz vergißt, daß er auch eine Familie, der er angehört, im Hause hat. Wir Juden haben in dem Wunsche, uns als echte Staatsbürger, als Förderer des Gemeinwesens, als gute Mitwirker zur Geselligkeit uns zu bewähren, so ganz an uns selbst vergessen,

ganz übersehen, daß wir genug Pflichten und Arbeit im eigenen Hause, in der Religion, in der Religionsgemeinschaft, im Judenthum haben, und daß diese viel dringender unserer Kräfte, unserer Arbeitslust und unseres Geistes bedürfen und viel dankbarer sie annehmen. Nun jetzt giebt uns der Antisemitismus Zeit und Gelegenheit, uns auf uns selbst zu besinnen, uns für uns selbst, für unsere inneren Angelegenheiten zu verwenden und uns in unserem Hause Ordnung zu machen, zu unterhalten und Nützliches zu schaffen. Wir haben sehr viele Wünsche, Anliegen und Bedürfnisse, die wir auf die Tagesordnung setzen können. Unser Armenwesen, für das wir Juden wahre Schätze opfern, liegt noch im Argen, kennt nichts von den modernen Hilfsmitteln. Uns fehlen Bildungsanstalten für das Volk, jüdische Bildungsmittel für die Jugend, uns fehlt jede innere lebensfähige Organisation und dergleichen mehr.

Je stärker und nachhaltiger wir an unserer Erziehung, Veredlung und Vervollkommnung arbeiten werden, je glänzendere Beweise wir für das liefern werden, was wir, uns allein überlassen, leisten können, desto mehr Selbstachtung und Selbstschätzung werden wir aus unserer Wirksamkeit gewinnen, und nur diese fehlt uns, um die Achtung Anderer zu erzwingen. Wir hatten bis jetzt zu wenig Respect vor uns selbst. Wir überschätzen die anderen und unterschätzen uns selbst. Wie lächerlich und mißachtet machen sich oft die reichsten jüdischen Familien in einer Gemeinde, wie geben sie sich — und da man bei den Christen immer von einem auf die Gesammtheit schließt — dem Spotte und dem Hohne preis — da spielen die Frauen, die Boutons und die Toilette wieder eine Rolle — wenn sie die höchste Ehre, die höchste Glückseligkeit darin sehen, daß sie als Paradejuden in christlichen Gesellschaften, Vereinen und Comitees, wo man gar keine Juden, höchstens deren Geld wünscht, so nebenher eine nichtssagende Rolle spielen, die man sich nothgedrungen gefallen lassen muß. Achten wir uns selbst, dann sind, werden wir geachtet werden.

Warten wir, gedulden wir uns, fehlen wir überall so lange, bis man uns, wie die Philister den Vater Isak, aufsucht, unsere Arbeit vermißt, unsere Mithilfe, unsere Mitthätigkeit, unser Zusammenleben und Streben herbeiwünscht und herbeiruft und den Bund mit uns für ewige Zeiten besiegelt.

Endlich wird und muß ja doch das Vorurtheil gegen uns Juden schwinden. Steht auch — wenn es erlaubt ist ein heiligstes Bild auf das profanste anzuwenden — Lueger wie der Cherub mit dem gezückten flammenden Schwerte, um den Menschen durch Neid, Eifersucht und

Haß und Verhetzung den Eintritt in das Paradies des Friedens zu wehren, so wie ihm ein wahrer Engel der Güte den Antritt der Bürgermeisterwürde verwehrte, so können das Schwert, der Kampf, der Haß und Streit doch nicht ewig das Symbol der Menschheit bleiben, endlich kommt doch der verheißene Messias des Friedens, der Gerechtigkeit, der Menschenverbrüderung und der allgemeinen Menschenliebe, so sehr er den Menschen in immer weitere Ferne gerückt scheint. Wir erwarten und wollen ihn erwarten mit dem Sonnenglanze unserer Herzenstugenden und Geistesbildung, mit dem Reichthum unserer erworbenen Vorzüge und unserer echten Gottes- und Menschenliebe, aber nicht mit dem Reichthum und dem Feuer unserer falschen und echten Boutons!

Innere Mission.

Von Dr. Adolf Biach, Rabbiner in Brüx.

Durch einen Artikel mit obiger Ueberschrift in den beiden letzten Nummern der „Jüd. Chronik" hat sich Herr Dr. Ziegler meines Erachtens ein großes Verdienst erworben, selbst wenn man nicht mit allem, was er vorbringt, einverstanden sein sollte. Denn, wollen wir die Wahrheit gestehen, so sind an dem modernen religiösen Indifferentismus nicht nur die Gemeinden, sondern auch wir Rabbiner mitschuld; denn schon längst wäre es Pflicht gewesen, daß eine größere Anzahl von Rabbinern, in jedem Lande, nicht nur in Böhmen, zusammengetreten wäre, um auf Mittel und Wege zu sinnen, durch welche die Gleichgiltigkeit im jüdisch-religiösen Leben zu beheben wäre. Mit dem „alles gehen lassen, wie es geht", ist sehr wenig gethan, das beweist der immer mehr um sich greifende Indifferentismus. Wohl ist durch die Modernisierung des Gottesdienstes etwas geschehen, aber nur etwas, noch lange nicht genug. Herrn Dr. Ziegler wird man beistimmen müssen, wenn er bemerkt: „Es darf nie vergessen werden, daß nicht die religiöse Reform die Indifferenz, sondern im Gegentheil, die um sich greifende Indifferenz die Reform hervorgerufen hat. Was geworden wäre, wenn die Reform nicht eingetreten wäre, wenn in starrem Beharren Kultus und Gottesdienst ihre alten Unformen behalten hätten, läßt sich gar nicht ermessen; ob wir noch an den hohen Feiertagen die Gesammtheit in den Tempeln sähen, wage ich stark zu bezweifeln". Aber

auch Herr Dr. Kurrein hat Recht, wenn er in der Novembernummer darauf hinweist, daß alle Modernisierung des Gottesdienstes nicht imstande gewesen sei, ein würdiges und andächtiges Benehmen in unserem Gotteshause hervorzurufen. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß der großen Mehrzahl der Juden schon seit vielen Jahrhunderten die Ehrfurcht vor dem Gotteshause fehlte. Schon Abraham Saba, der zur Zeit der Judenvertreibung aus Portugal (1497) lebte und selbst auswandern mußte, klagt in seinem Pentateuchcommentar „Zeror hamor" über das unwürdige Benehmen im Gotteshause. Da auf diese Stelle, die sich zum Anfangsverse der Sidra „Pekude" findet, in populären Aufsätzen meines Wissens noch nicht aufmerksam gemacht wurde, so sei dieselbe hier angeführt.

„In dem Verse ele pekude hamischkon (was auch bedeuten kann „Ahndungen an dem Gotteshause") ist hingedeutet auf die zweimalige Zerstörung des Tempels zu Jerusalem; schon vor der Vertreibung (1497) habe ich oftmals über diese Stelle gepredigt; denn obwohl sich Israel mit der Thora beschäftigt, bringt es ihr doch keine Ehrfurcht entgegen, denn sobald man die Thorarolle aus der Bundeslade nimmt, strömen sie sofort schaarenweise hinaus. Aber noch ein zweites Unrecht begeht Israel während der Thoravorlesung. Pflicht Israels wäre es, auf die Worte des Vorlesers zu hören, und darauf zu achten, ob sie die Worte der Thora erfüllt oder übertreten hätten, um so Gelegenheit zu haben, sich zu bessern; sie aber handeln nicht so, sondern plaudern mit einander über thörichte und verkehrte Dinge und über alte und neue Geschäfte; andere, welche dies nicht thun, lesen in ihren Bibeln mit überlauter Stimme und gedenken nicht des talmudischen Spruches: zwei gleichzeitig sprechende Stimmen sind unverständlich. Noch eine dritte Unsitte herrscht unter uns. Die Thorarolle ist aufgeschlagen, und keiner will zur Thora gehen und vor Gott erscheinen; ihre eigene Ehre gilt ihnen mehr als die Ehrfurcht vor der Thora. Die einen sagen: ich will nur als dritter (schlischi) oder als siebenter (schewii) aufgerufen werden; ein anderer sagt: wenn ich jetzt aufgerufen werde, wer wird nach mir zur Thora hintreten, so daß die Thorarolle aufgeschlagen liegt, und sich niemand von seinem Platze rührt; auf diese ist anwendbar das Schriftwort: „die mich verachten, werden zu Schanden werden".

Ebenso bemerkt Jesaia Halevi Horwitz (Anfang des 17. Jahrh.) in seinem Werke „Scheloh" (Schne luchot habrit) „die beiden Bundestafeln" genannt: „Oefters kommen Nichtjuden in unser Gotteshaus, um unsere Gebräuche anzusehen; dadurch aber, daß die Juden sich leichtfertig benehmen, verachten die Nichtjuden unseren Glauben und unsere Lehre; denn sie selbst thun nicht so, wenn sie beten, und insbesondere stehen sie bei ihrem Gottesdienste in heiliger Scheu und Ehrfurcht da." Auf eine ähnliche Bemerkung

des fast gleichzeitig lebenden Rabbiners in Prag, Salomon B. Efraim Lentschütz, hat bereits Jellinek hingewiesen. Dieser also bereits in früheren Jahrhunderten dem Juden anhaftende Fehler — dies muß zur Verteidigung gesagt werden — ist wohl vom psychologischen Standpunkte zu begreifen, wenn auch nicht zu rechtfertigen. Es steht wohl fest, daß kein Bekenner irgend einer Religion so innig mit seinem Gotte verwachsen war, wie gerade der Jude. Derselbe sprach beinahe keinen Wunsch, keine Hoffnung, keinen Dank, kein Versprechen aus, ohne dabei des Schöpfers zu gedenken. Fragte man beispielsweise: Wie geht es Ihnen? so lautete die Antwort: Gut, boruch haschem, oder gut, tehilloh loel. (Gut, Gott sei dafür gepriesen). Fragte man jemanden, ob er zu Besuche kommen werde, so sagte er: ich werde kommen im jirzeh haschem (so Gott will) u. s. w. Dadurch nun, daß der Jude buchstäblich das Schriftwort erfüllte, Gottes zu gedenken, „wenn du sitzest in deinem Hause, wenn du gehst auf dem Wege, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst", so wurde er mit seinem Gotte so innig vertraut, daß er auf sein äußerliches Benehmen keinen Wert legte. Ich kann nicht umhin, hier eine Anekdote zu erzählen, die nach dieser Richtung hin sehr treffend ist. Ein Nichtjude sagte einmal zu einem Juden: „Wie wenig Ehrfurcht habet Ihr vor Gott, Ihr nehmet nicht einmal den Hut ab, wenn Ihr betet". Der Jude antwortete darauf: „Mein lieber Freund, wir Juden denken an Gott nicht bloß im Gotteshause, sondern auf Schritt und Tritt; wollten wir immer den Hut abnehmen, so oft wir Gott gedenken, so dürften wir nie eine Kopfbedeckung tragen".

Wenn wir nun einen Blick auf unsere moderne Zeit werfen, so müssen wir sagen, daß jenes innige Verwachsensein mit Gott geschwunden, während das vertraute — um nicht zu sagen unwürdige — Benehmen im Gotteshause geblieben ist. Es muß daher in erster Linie auf Mittel und Wege gesonnen werden, wie die Ehrfurcht vor dem Gotteshause zu heben ist. Die genaue Vertrautheit mit der Liturgie und der Bedeutung derselben ist allerdings ein Mittel dazu, wie Herr Dr. Kurrein bereits hervorgehoben hat; doch sie allein ist nicht ausreichend; dies beweist das Benehmen unserer Vorfahren in den früheren Jahrhunderten, die doch mit der Liturgie sehr wohl vertraut waren. Die Ehrfurcht vor dem Gotteshause muß dem Kinde schon im jugendlichen Alter anerzogen werden. Auf welche Weise man vorzugehen hat, soll eben Besprechung einer Synode sein. Ich habe mir darüber bereits meine Ansicht gebildet, will jedoch hier nur das eine hervorheben, daß vor allem mit der Eilzugsgeschwindigkeit zu brechen sein wird, mit der bisher unsere Gebote vorgetragen werden. Vorbeter und Gemeinde müssen sich bewußt bleiben, daß sie kein Pensum aufzusagen haben, sondern vor Gott stehen. Die Eilzugsgeschwindigkeit beim Verrichten unserer Gebete ist nicht zum geringen Theile

an dem unwürdigen Benehmen im Gotteshause schuld. Wir werden das Wort unserer Weisen zu beherzigen haben: „Besser wenig mit Andacht als viel ohne Andacht." Das Nähere sei Gegenstand einer Synode. Eine noch viel wichtigere Aufgabe der Synode wird es sein, zu berathen, wie religiöse Freude ins Herz der heranwachsenden Jugend zu pflanzen sei; zu spät ist es, wenn erst der Universitätsjugend Religionsfreude eingeprägt werden soll. Diesen Punkt möchte ich nach einer Seite hin schon jetzt ein wenig beleuchten, weil er nicht früh und schnell genug beherzigt werden kann. Es läßt sich nicht leugnen, daß die jüdischen Eltern unserer modernen Zeit alles aufbieten, um ihre Kinder zu gebildeten und kenntnisreichen Menschen zu erziehen. Doch mögen unsere Kinder noch so viele Sprachen lernen, die Sprache des Herzens werden sie dann nur zu führen imstande sein, wenn von Seite der Eltern religiöse Freude ins Herz der Kinder gepflanzt wird. Man gebe sich keiner Täuschung hin. Durch trockene Morallehren, und mögen dieselben noch so oft den Kindern gepredigt werden, wird man in den seltensten Fällen gemüthvolle und felsenfeste Charaktere erziehen; die Lehrer mögen noch so oft zu ihren Schülern von der Ehrfurcht gegen die Eltern sprechen, mehr als durch alle diese Lehren und Mahnungen wird dieses heilige Gefühl geweckt werden, wenn der Vater jeden Freitag Abend in dem sabbathlich erleuchteten Hause die Hände segnend auf das Haupt des Kindes legen wird. Mich ergreift noch heute eine heilige Scheu, wenn ich daran denke, wie mein seliger Vater die Hände segnend auf mein Haupt legte. Und dies wird gewiß bei all' denjenigen der Fall sein, die noch das Glück hatten, von ihren Eltern gesegnet worden zu sein. Es ist merkwürdig. Auf allen Gebieten des Unterrichtes erkennt man, daß die Anschauung von der größten Wichtigkeit ist; nur in der Religion erkennt man dies nicht und glaubt durch abstrakte Begriffe auf das Gemüth des Kindes wirken zu können. Wer nur etwas Psychologie versteht und nur ein wenig auf das praktische Leben achtet, wird sich bald davon überzeugen, daß trockene Moralsätze noch sehr wenig geholfen haben. Vor allem müßte zum Heile unserer Kinder die Freitagabendfeier wieder eingeführt werden. Diese Feier ist heute trotz unserer veränderten Verhältnisse möglich, ja nothwendig. Ich kann es mir nicht versagen, hier die Worte der Nahida Remy anzuführen, weil dieselben auch in weiteren Kreisen nicht nur gekannt, sondern auch beherzigt zu werden verdienten. „Einmal in der Woche, so bemerkt N. Remy in ihrem lesenswerthen Buche „Das jüdische Weib", findet sich die Zeit, sich und seine Kinder aus der Niederung des Lebens zu der fröhlichen Feier eines Tages zu erheben, der in vergangenen Zeiten seine Strahlen über die ganze Woche gebreitet hat. Gesetzt aber den Fall, der übereifrig Geschäftige käme wirklich erst um 8 Uhr nach Hause, was hindert ihn, den Rest des Abends noch feierlich zu begehen?

Und sollte er nicht seiner Erschöpfung und Verdrießlichkeit besser als in rauchigen Spielzimmern, blendenden Theatern, im eigenen trauten Heim Herr werden angesichts der festlich gekleideten Gattin, der geschmückten Tafel, des spezifischen Lichterglanzes, der froh und erwartungsvoll dreinschauenden Kinder?

Was hindert die Frau, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, sich und das Heim und die Kinder zu schmücken, ihnen in der sinnreichen Ceremonie des Lichteranzündens ein Symbol der Weihe und der Heiterkeit zugleich in's Herz zu pflanzen?

Die Erziehung des Kindes zur Pietät und Liebe zur Religion hängt daran, und sie sollte dieser Erziehung wegen, welche die ganze Zukunft des Gemüthes bestimmt, nicht eine Tagesordnung anpassen können? Einmal in der Woche?

Man hört oft die Klage, daß das Kind der Religionslehre so wenig Interesse entgegen bringe. Woher soll dasselbe kommen? Empfindet doch das Kind die Religion nur als eine Schullast mehr, von einem fremden Manne zu allen übrigen Aufgaben ihm aufgebürdet, statt daß die Empfänglichkeit dafür in der Familie sanft vorbereitet wurde. Dazu ist die Sabbathfeier da. Bedeutungsvoller noch als für die Eltern ist sie für das Kind. Wenn es die Freude auf den kommenden Sabbath mitfühlen lernt, wenn es die geschmückte Mutter in der Vorbereitung zur Feier beobachtet, sie die Lichter anzünden sieht, ihren Segen hört, wenn es dem heimkehrenden Vater entgegen eilt, dieser mit Handauflegen das Kind segnet, Alle um die gedeckte Tafel sich reihen, der Vater mit dem Segen über Wein und Brot die Weihe des Tages „Kidusch" vollzieht, und die Familie in fröhlicher Feierlichkeit den Abend beschließt, — dann ahnt das Kinderherz, was Religion ist und wird auch ihre Lehre in der weihevollen Stimmung aufnehmen, ohne die sie eine leere Formalität bleiben, gleichgiltig, wenn nicht unwillig ertragen, vielleicht gänzlich abgeschüttelt wird." Soweit Nahida Remy.

Wenn nun aber den Eltern auch dieses Opfer zu groß ist, nun dann bringen sie ihre Kinder um eine Freude, die sie ihnen weder durch Geld noch sonst irgendwie ersetzen können, dann bringen sie aber auch sich selbst um jene heilige Scheu und Ehrfurcht, die ehemals von jedem Kinde den Eltern entgegengebracht wurde; findet man ja heute schon Beispiele genug, daß die Kinder nicht mehr den nöthigen Respekt ihren Eltern entgegenbringen. Dies kommt nicht zum geringen Theile daher, daß die Kinder alle möglichen Sprachen lernen, nur nicht die Sprache des Herzens. Wem trotz aller dieser Gründe die Feier des Freitagabends noch immer als zu großes Opfer erscheint, der möge ein schönes Wort unserer alten Lehrer beherzigen: Gott habe einst, so bemerken sie, zu Israel gesprochen: „Wenn Ihr darauf achten werdet, die heiligen zur Weihe und Andacht stimmenden Lichter anzuzünden —

sei es die Chanuka-, Sabbath- oder Festlichter — dann werde ich auch Euer Licht, Eure Seele, fortleuchten lassen, denn die Seele des Menschen ist ein Licht in Gottes Hand". Bedenke, so sagen unsere Weisen ferner, daß zwei Engel am Freitagabend im Hause des Israeliten erscheinen, der Engel des Guten und der Engel des Bösen; ist das Haus sabbathlich erleuchtet, der Tisch festlich geschmückt, da spricht der Engel des Guten: „O möchte doch auch am nächsten Sabbathe jene freudige und festliche Stimmung in diesem Hause herrschen!" Und wider seinen Willen antwortet darauf der Engel des Bösen: „Amen! So möge es wiederum sein!" Erstrahlt aber das Haus nicht im sabbathlichen Glanze, da spricht der Engel des Bösen: „So düster, so ohne jede festliche Freude soll es wiederum am nächsten Sabbathe in diesem Hause werden!" Und der Engel des Guten, sein Haupt verhüllend, antwortet weinend: „Amen!" Und wahrlich, ich gestehe es offen, daß es mir tief in's Herz schnitt, wenn ich sah, wie gar manchmal der Engel des Bösen in die düster gewordenen Gemächer Israels einzog, und wie dann Israel mit der größten Gewissenhaftigkeit die Lichtlein um die theueren dahingeschiedenen Kinder anzündete, es dagegen beim Leben der Kinder verabsäumte, durch die heiligen Sabbathlichter freudige und weihevolle Stimmungen ins Herz der Kinder einziehen zu lassen. Möge daher die schöne und erhebende Feier des „Freitagabend" wieder eingeführt werden; diese einfache häusliche Feier wird mehr wirken als abstrakte Morallehren von Seite der Eltern oder Lehrer. Aufgabe der Rabbiner wird es aber auch sein, sowohl auf der Kanzel als im privaten Verkehre darauf hinzuweisen, welche hohe Bedeutung eine würdige Feier des „Freitagabend" für das Gemüth unserer Kinder hat. Noch über manche andere Vorschriften, die dazu geeignet wären, das Gemüth unserer Kinder zu veredeln, ihren Willen zu stärken, ihren Charakter zu festigen, wäre zu sprechen; doch darüber möge in einer Synode des Näheren verhandelt werden; Herr Dr. Ziegler aber, der diesen Vorschlag gemacht, möge nicht zögern, an die Ausführung zu schreiten! Lange genug haben wir ruhig zugesehen, nun ergeht an uns der Ruf „videant consules"!

Notizen zur Geschichte der Juden in Böhmen.*)

Von S. Schweinburg-Eibenschitz in Wien.

I.

Die Prager Juden waren auch unter dem Ober-Rabbinate des berühmten David Oppenheimber in der unangenehmen Lage, ihre autonomen Rechte und Privilegien verletzt zu sehen.

Das Rabbinatsgericht in Prag war auch zur Zeit David Oppenheimber's die erste Instanz für alle internen und externen Streitigkeiten der Juden. Diese Instanz hatte 4 Sektionen: 1. Oberappellanten, 2. Oberjuristen, 3. Juristen, 4. Unterjuristen. Der Werth des Streitgegenstandes bestimmte auch die Competenz der betreffenden Sektion. Die obsiegende Partei scheint sehr selten mit dem Urtheile der betreffenden Sektion zufrieden gewesen zu sein; denn das Rabbinatsgericht hatte zur Executionsdurchführung des Urtheiles den langen Weg weiterer Instanzen durchzuschreiten. Die verurtheilte Partei wendete sich außerdem in den meisten Fällen recurierend an den königlichen Stadtrichter in Prag und selbst an die Hofkammer nach Wien, wodurch eben der Ausgang eines Prozesses ad graecas calendas verschoben wurde.

Erst mit der Aufhebung dieser Rabbinatsgerichte wurde dem jämmerlichen Zustande der Justizpflege ein Ende gemacht.

Die mir vorliegenden Urkunden, die eine Beschwerde des R. D. Oppenheimber zum Inhalte haben, illustrieren am besten die Art und Weise der Justizpflege zur Zeit des Rabbi David Oppenheimber's in Prag. In den Akten ist leider kein genaues Datum angegeben und läßt sich nur vermuthen, daß diese Beschwerde in den ersten Jahren nach dem Amtsantritte Oppenheimber's eingereicht wurde, jedenfalls aber nach dem Jahre 1705.

Der Petent legt seine Confirmation vor, aus der klipp und klar ersichtlich ist, daß er als Ober-Rabbiner von Prag berechtigt ist, in allen civilen und ceremonialen Streitangelegenheiten der Prager Juden Recht zu sprechen, und daß der Altstädter Hauptmann und Stadtrichter verpflichtet ist, alle Urtheile dieses Rabbinats-Gerichtes zu autenticieren und im Nothfalle bei der Execution zu intervenieren.

Ein beiliegendes Majestätsgesuch der Appellanten: Jakob Josef Backofen, Libermann Sofer, Jischak Salman Moscheles, Jomtob Salman

*) Nach Originalakten der k. k. Archive in Wien.

Bondi und Mendel Günzburg erörtert noch außerdem die Willkür und Chikane der Oberbehörden, bei welchen die recurirenden Streitparteien stets ihr Recht finden, so daß der Beschwerdeführer Oppenheimber mit voller Wahrheit in seiner Eingabe erklärt, daß ihm durch einen solchen Vorgang der Oberbehörden „die Hände gebunden werden" und die nöthige Autorisation förmlich entzogen werde.

Die kaiserliche Resolution über diese Beschwerde Oppenheimber's schließt sich dieser Anschauung an und verlangt eine strenge, disciplinarische Untersuchung dieser Willkürakte des Prager Stadt-Gerichtes. R. D. Oppenheimber hat auf Grund dieser kaiserl. Resolution noch viele Jahre in Prag fungiert zum Wohle seiner Glaubensgenossen und zum Ruhme der Wissenschaft des Judenthums.

David Oppenheimber sammelte mit vielen Opfern an Geld und Zeit in Prag einen solchen Bücherschatz, daß seine Bibliothek einen Weltruhm erlangte.

Diese Bücherschätze haben eine förmliche Geschichte! Nach dem Tode Oppenheimber's wanderten dieselben von einem Erben zum andern. Zuletzt lagen sie ganz verwahrlost und in staubigen Kisten verpackt in Hamburg, bis endlich das Curatorium der Bodlejana dieselben um einen wahren Spottpreis erwarb!

Noch heute bilden diese Bücher eine eigene Abtheilung in der großen und reichhaltigen Bibliothek zu Oxford in England.

II.

Nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig hatte der hohe Staatsrath in Wien nicht nur über kleinere Currentien, sondern auch über das Wohl und Wehe des Staates, und dazu noch über ein Referat der böhmischen Hofkanzlei einen endgiltigen Beschluß zu fassen, dahin lautend, daß dem Prager Bürgermeister eine Rüge zu ertheilen wäre, weil derselbe schon im Jahre 1809 dagegen protestirte, daß sich Prager Juden erboten, mit den christlichen Bürgern gleich uniformirt, dem Feinde den Eintritt nach Prag zu verwehren. Eine Petition an die böhmische Hofkanzlei meint, diese sogenannte Abwehr jüdischer Arroganz wäre angeblich dadurch gerechtfertigt, weil die allgemeine Stimmung die Einverleibung der Juden in die Bürgergarde zu verhindern beabsichtige, da doch den Juden nach der Landesverfassung weder die Erwerbung des Bürgerrechtes, noch die des Grundeigenthumsrechtes zusteht. Die Section für Kriegsangelegenheiten erwidert aber in ihrem Votum, daß der Prager Bürgermeister schon deshalb einen Verweis verdiene, weil die

Juden dadurch verhindert wurden, wenigstens sich an der Garnisonsdienstleistung zu betheiligen und sicherlich eine entsprechende Geldrelution für diese unfreiwillige Absonderung von der Kriegsleistung zahlen hätten sollen.

Diese Meinung der Kriegssection fand allgemeinen Beifall.

Nur einer der weisen Herren Staatsräthe war anderer Ansicht; denn er bewies klipp und klar, daß man die Juden schon deshalb nicht zu einer separaten Geldleistung heranziehen konnte, weil man ihre persönliche Dienstleistung zurückwies. Der Dienst der Bürgergarde war ein sehr beschwerlicher, und die Mithilfe der Juden wäre eine vielfache Erleichterung für die Bürger einerseits und für die Judenstadtbewachung anderseits gewesen. Man hätte ja die Dienstleistung der Juden auf ihren Stadttheil allein beschränken können und eine diesbezügliche Weisung der Landesstelle einholen sollen. Dem Bürgermeister sei schon deshalb eine Rüge zu ertheilen, weil er in einer so wichtigen, seinen Wirkungskreis überschreitenden Angelegenheit ohne behördliche Genehmigung allein entschieden habe.

Bei der Abstimmung wurde jedoch vom Referenten folgende Beschlußfassung beantragt:

„Der Staatsrath verkenne zwar das Gewicht der angegebenen Gründe zu einem Verweise nicht, er müsse es jedoch der allerhöchsten Entschließung überlassen, darüber eine wirksame Resolution oder ein Rescript an die Prager Stadtvertretung zu richten." Das Ende dieser weisen Berathung ist nach den vorliegenden Akten nicht bekannt, aber immerhin kann angenommen werden, daß der Prager Bürgermeister einen kleinen Verweis erhielt, und daß die Juden in Prag für diese verwehrte Dienstleistung recht tief in den Sack greifen mußten, um den allzeit geldhungrigen Steuerfiskus mit seinen Sammetpfötchen zu besänftigen.

✻ Sprechsaal. ✻

An die zahllosen Dispensrabbiner,

welche mich mit ihren Zuschriften beehrt haben, gebe ich hiermit die Erklärung ab, daß Grobheiten und Schmähungen unter dem Deckmantel der Anonymität aus-

geführt, keine Tapferkeit sind. Wer den Muth hat, offen, wie ich, mir entgegenzutreten, dem werde ich die gebührende Antwort nicht schuldig bleiben.

So versehen sie mich nur mit billigem Feuerungsmaterial.

Dr. Ad. Kurrein.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir, einer unparteiischen und unbetheiligten Stimme, in diesem Federkriege der Rabbiner und sogenannten Dispens-Rabbiner, der schon mit Geschützen schwersten Kalibers allzulange geführt wird, ein ruhiges, vielleicht versöhnendes Wort zu sprechen.

Ich gehöre noch der alten Schule an, welche die höchste Achtung vor jüdischem Wissen und seinen Vertretern hat. Der altehrwürdige Titel Rabbi ist mir die heilige Bundeslade, welche die göttliche Thora, wie sie dem Moses mit allen 613 Geboten und Verboten überliefert wurde, in sich schließt und die höchste Ehrfurcht von jedem Juden fordert. Mit begreiflichem Schrecken, mit unsäglichem Wehe erfüllte es alle alten und frommen Juden, zum Theile aus religionsgesetzlichen Gründen, zum Theile aus Verehrung für die Thora, als es Thatsache geworden war, man könne in Böhmen Rabbiner werden, ohne für diesen heiligen Lebensberuf durch gewissenhaftes gründliches Studium der Thora, des Talmud und der Poskim sich vorbereitet zu haben, ohne daraus eine strenge oder auch nur leichte Prüfung gemacht zu haben.

Wenn nicht alle Juden, die es noch ehrlich mit dem Judenthume meinen, wie ein Mann gegen dieses gefährliche Attentat auf unsere heilige Religion sich erheben, wenn nicht die Großgemeinden ihren Einfluß dagegen geltend machten, ja wenn sogar Corporationen, die sich berufen fühlen, für die Gesammtheit das Wort zu führen, dazu gerathen und das Unerhörte, das noch in keiner Confession versucht wurde, gefördert haben sollen, so ist man im Zweifel, ob man mehr staunen oder mehr klagen muß über den eigenthümlichen Geist, der heute in der Judenheit herrscht.

Wenn auch alles schwieg, so konnten, so durften doch die Rabbiner nicht ruhig, nicht stillschweigend eine solche Degradation, eine solche Vernichtung ihrer Würde, eine solche schwere Mißachtung des alt ehrwürdigen, schwer verdienten überkommenen Rabbinertitels hinnehmen und über sich ergehen lassen.

Es ist nur schlecht angebrachtes und nicht zu mißverstehendes Manöver, wenn von der Gegenseite immer und immer wieder das Argument hervorgeholt wird, daß nur Eigennutz und Habsucht, die Verringerung der Einnahmen zum Kampf gegen die sogenannten Dispens-Rabbiner veranlaßt habe. Das ist die lächerlichste Behauptung, die nur aufgestellt werden konnte. Die wirklichen Rabbiner der größeren Gemeinden sind materiell so gestellt, daß der Entgang der herzlich wenigen Trauungen in den kleinen Gemeinden leicht zu verschmerzen sind — le jeu ne vaut pas la chandelle. — Zudem wird jede einsichtsvolle Gemeinde ihrem Rabbiner den Entgang an zugesichertem Einkommen zu ersetzen sich verpflichtet halten. Die Rabbiner hatten, wenn sie, was nicht zu bezweifeln war, ihrer Würde sich bewußt waren, für die Standesehre einzutreten. Und wenn sie es gethan, darf es ihnen kein billig Denkender übelnehmen.

Unbegreiflich ist es, wie die Dispens-Rabbiner so empört darüber thun, zumal sie ja selbst Cantoren und Religionslehrer, die keine Lehrerprüfung gemacht, als ihnen nicht ebenbürtig und gleichberechtigt anerkennen wollen. Sie haben in dieser Beziehung recht; einen Titel, den man nicht rite erworben, darf ein Mann von Character nicht tragen! Man darf nicht wie der Esel in der Fabel in der Löwenhaut umhergehen. Was aber dem einen recht, muß dem andern billig sein. Was würden die Lehrer dazu sagen, wenn die Rabbiner alle Schächter und Schamoßim, die in religiösem Wissen den Lehrern oft nicht nachstehen, zu Religionslehrern ernannt hätten, würden die Lehrer das nicht als einen Faustschlag ins Gesicht angesehen haben? Und die Rabbiner sollen sich ruhig gefallen lassen, daß Leute, die oft nicht ohne Fehler hebräisch lesen können, über Wunsch eines Dorf-Cultus-Gemeinde-Vorstehers und auf seine Ernennung hin Rabbiner werden und einen Titel über Nacht erhalten, den ein anderer mehr als ein Jahrzehnt sich erarbeiten mußte.

Die Dispens-Rabbiner sagen zu ihrer Entschuldigung: „Durch unsere Ernennung zu Rabbinern hat das Judenthum nichts verloren, haben die Gemeinden nichts gewonnen, denn diese Gemeinden hatten bislang auch keine Rabbiner, brauchten keine, nur Vorbeter, Lehrer und Schächter, und jetzt sind wir um ein armseliges Bettelgehalt alles mitsammen — wahrlich kein beneidenswerthes Loos — und das neidet man uns!" Weit gefehlt, von Neid kann nicht die Rede sein, viel eher ist Mitleid am Platze. Es ist aber die Frage, ob es für die Dispens-Rabbiner wirklich eine Lebensfrage war, ob sie nur durch die Existenzfrage gezwungen waren, den Rabbinertitel anzunehmen? Hätten die Lehrer als Männer von Character, wie es ihr Beruf und ihre Stellung verlangt, und als welche sie auch von den Rabbinern stets in Ehren gehalten wurden, mit aller Entschiedenheit erklärt, sie können und dürfen einen Titel nicht usurpiren, einen Beruf sich nicht aufzwingen lassen, für den sie nicht Vorbereitung, nicht Studien gemacht und nicht Prüfung ablegen können, anstatt daß sie rasch um eines gehofften geringen pekuniären Vortheils willen das Rabbinerproject aufgriffen, um Geld bei ganz gewissenlosen Rabbinern — die man nicht genug der Verachtung preisgeben kann — man spricht von 20—50 fl. ö. W., ein Rabbinerzeugniß erkauften und damit glaubten, als gleichberechtigte Rabbiner auf den Plan treten zu dürfen, dann hätten die kleinen Gemeinden, die ohnehin keine Existenzberechtigung haben, sich eines bessern besinnen müssen — was nicht zu ihrem Schaden gewesen — die Lehrer und Vorbeter und Schächter wären geblieben — auch ohne Rabbiner zu sein — weil sie unentbehrlich sind, und die Lehrer wären als achtunggebietende Charaktermänner dagestanden.

Es kann und wird gewiß keiner menschlichen Seele einfallen, Familienväter aus ihrer Stellung drängen und brotlos machen zu wollen, und eben darum müssen und werden auch die Dispens-Rabbiner den wirklichen Rabbinern zu Gefallen ihre Posten nicht verlassen, der Gegensatz wird in Böhmen vorderhand fortbestehen, jedoch die Gegensätzlichkeit könnte behoben werden. Wie wäre es, wenn die Dispens-Rabbiner freiwillig auf den ihnen rechtlich nicht zukommenden Titel „Rabbiner" verzichten würden? Diejenigen Herren, welche im Stande sind, vor einem Drei-Rabbiner-Collegium, die etwa der Rabbiner-Verband ernennt und worunter der Prager Oberrabbiner wegen seiner Rigorosität gewiß nicht fungiren wollte, einer Prüfung aus Chochmaß Odom und Chajeodom sich derart zu unterziehen, daß sie die ihnen vorgelegten Fragen nicht etwa auswendig! nur inwendig aus den ihnen

zur Hand gegebenen Texten entscheiden, mögen den Titel Rabbinats-Vicare führen, und diejenigen, welche auch das nicht imstande sind, mögen Rabbinats-Verwalter heißen und sich verpflichten, keine religionsgesetzlichen Entscheidungen in ihrer Gemeinde zu fällen.

Auf dieser Basis, glaube ich, ließe sich ein dauernder Friede herstellen und eine Angliederung der Dispens- an die wirklichen Rabbiner ermöglichen, was beiden Theilen und den Gemeinden nur dienlich sein könnte. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn mir dieses durch ihre Mithilfe gelingen würde. Ich hoffe auf Gottes Hilfe und versichere Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit.

Ein Mann aus dem Volke.

Wir geben auch folgendem Aufsatz gerne Raum, und der, von einem Rabbiner ausgehend, sich mit der Ansicht deckt, die im vorhergehenden Aufsatz von einem Laien ausgesprochen wurde. So dürfte vielleicht doch noch der richtige Weg gefunden werden.

Distriktsrabbinate.

Wenn es von jeher heiligste Pflicht eines jeden Einzelnen, besonders aber der Führer und Vertreter der Gemeinden in Israel war, mit aller Kraft und mit allem Nachdruck einzutreten für das, was dem Judenthum mehr Achtung, mehr Anerkennung, mehr Würde zu verleihen geeignet erschien, so ist dies in noch weit höherem Maße in der Gegenwart höchste und wichtigste Aufgabe eines jeden Israeliten ohne Unterschied des Standes oder der Parteirichtung, denn das lauernde Auge unserer offenen Feinde und geheimen Gegner ist stets auf uns gerichtet und späht ringsumher, um irgendwelche Schäden und Flecken, Makel und Mängel an uns ausfindig zu machen, die dann der Gesammtheit und ihrem Charakter, dem Judenthum und seiner Lehre zugeschrieben werden. Darum sollte heute in dieser düsteren Zeit des Glaubens- und Rassenhasses jeder Israelite es sich zur Pflicht machen, unermüdlich dahin zu streben, den jüdischen Namen zu Ehren zu bringen, ihn aufs peinlichste zu hüten vor jeder Entweichung und Entwürdigung. Entwürdigt aber wird der israel. Name, wenn, wie in Böhmen, das heiligste Amt, die Seelsorge, das Rabbinat, zur Unwürdigkeit und Bedeutungslosigkeit herabgedrückt wird[1]). Wohl haben sich sämmtliche autorisirte Rabbiner Böhmens zusammengeschaart, um diesem heillosen Zustande ein Ende zu machen. Allein ihre gemeinsame Thätigkeit kann nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn die Gemeinden ihnen in der Ehrenrettung des Judenthums treu zur Seite stehen, und ihnen die kräftigste Unterstützung angedeihen lassen.

Was nun am wesentlichsten die Hebung des Rabbinerstandes erschwert, ist das Laienrabbinerthum. Böhmen hat ca. 200 Gemeinden, aber nur etwa 40 theologisch und akademisch gebildete Rabbiner. Die anderen 160 Gemeinden haben zumeist ihre Kantoren, oder Lehrer, oder Schächter zu Rabbinern avanciren lassen, die nun sämmtliche rabbinische Funktionen und religiöse Entscheidungen ohne jede Sachkenntnis und ohne jede Controle ausübten und dadurch naturgemäß nach innen und nach außen das Judenthum in Böhmen gefährden müssen. Gewiß sind diese Gemeinden sowohl wie deren Funktionäre nicht schuld daran, daß es so ge-

[1]) Worte des Landrabbiners Dr. Placzek im Motivenbericht zum Entwurf einer Consistorialverfassung im Kalender der öst. israel. Union. S. 185.

kommen ist. Es war eine nothwendige Forderung des Selbsterhaltungstriebes dieser Gemeinden, wie deren Funktionäre, weshalb es auch durchaus ungerechfertigt ist, denselben mit Spott und Ironie zu begegnen, wie dies bisher geschah. Sache eines Jeden, dem die Ehre des Judenthums am Herzen liegt, ist es vielmehr, dem Uebelstand abzuhelfen zu suchen, dahin zu streben, daß die schädlichen Wirkungen desselben beseitigt, oder doch wenigstens eingeschränkt werden. Dies glaube ich, ließe sich erreichen durch Schaffung von Distriktsrabbinaten.

Ich denke mir die Sache so: Jeder vom Rabbinerverbande anerkannte Rabbiner führe den von der hohen k. k. Statthalterei genehmigten Titel: „Distriktsrabbiner" und habe hiermit das unbesoldete Ehrenamt zu übernehmen, die Oberaufsicht über 3—5 ihm vom Rabbinerverbande im Einverständnisse mit den betreffenden Gemeinden zugewiesenen Laienrabbinate zu handhaben.

Die Laienrabbiner seien durch den Dienstvertrag zu verpflichten, sich dieser Oberaufsicht und den Anordnungen des vorgesetzten Distriktsrabbiners zu fügen.

Ueber die Art und Weise dieser Aufsicht, wie über die Abgrenzung der Distrikte und verschiedene andere Fragen müßte der Rabbinerverband sich schlüssig machen, und die Beschlüsse den Gemeinden zur Genehmigung vorlegen. Es steht zu hoffen, daß die Gemeinden mit Freuden diesen Vorschlag begrüßen würden, aber auch deren Angestellte dürften sich willig demselben fügen, da ja auch sie dazu berufen sind, die Würde des Judenthums zu wahren.

Darum auf, Israeliten Böhmens! Gebet Ehre Euerem Namen! Unterstützet uns in der Schaffung von Distriktsrabbinaten!

Dr E. Goitein, Rabbiner in Marienbad.

Löbl. Redaction!

Es ist mir momentan nicht möglich, auf die eingehende Besprechung, die Sr. Ehrw. Herr Dr. Ad. Kurrein meiner Broschüre „Imre Jauscha" in Nr. 7 dieser geschätzten Blätter gewidmet, zu erwidern, da ich gegenwärtig mit Arbeit überladen bin und mit N'chemjoh sagen kann: „Hajom limlocho, w'halajloh l'mischmor." Des Tags über bin ich Lehrer und Abends und Morgens Sofer, der die Sippure hatauroh derart in seinem Sefer Hajoscher bearbeitet, daß sie von Lehrer und Schüler — nach gelernter Parascha im Urtexte oder nach gelesenem Kapitel aus der „gut übersetzten Bibel" des Mischneh-Tauroh — als kurzes und doch klar verständliches Resümee benützt werden können.*)

Eine ausführliche Widerlegung der mannigfachen Bemängelung von Seiten des gelehrten Kritikers behalte ich mir für später vor.**)

Heute will ich nur auf die „zwei Proben" zurückkommen, von denen der

*) Die 27 Capitel von B'reschith — im Sefer Hajoscher — werden so in einer einzigen Lehrstunde satzweise von den Schülern durchgelesen, denn für den Schüler ist biblische Geschichte keine schwere Gedächtnißarbeit, zu deren Bewältigung viel Zeit erforderlich ist, wie ja auch das Beibehalten einer agadischen Predigt kein Präparieren und kein Repetieren erfordert.

**) Ich fühle mich nicht verletzt, da ja meiner schwachen Leistung die Anerkennung nicht versagt wird, und schon Salomo der Meinung war: „Jene offene Kritik sei wohlthuend — d. h. ehrend — aus der die heimliche — innere — Anerkennung deutlich ersichtlich sei." Spr. XXVII. 5.

humorvolle Recensent meint „sie machen Lehrer und Schüler nicht viel gescheiter, als sie vordem waren".

Nicht in „Zelem" liegt die Aehnlichkeit und nicht in „Demuß" die Gleichheit, sondern in den verschiedenen Partikeln „Beth" und „Kof", welche den gedachten 2 Wörtern als Präfixe angeschlossen sind: dem „Zelem" ein „Kof", dem „Demuß" hingegen ein „Beth"! Ich müßte Herrn Dr. Kurrein für einen leeren Rabbiner halten, wenn ich ihm den Unterschied, der zwischen diesen beiden Ausjaus-haschimusch besteht, hier auseinander setzen würde. — Nur auf Ba-chazaus und Ka-chazaus in Raschi II. B. M. XI. 4 erlaube ich mir aufmerksam zu machen.

Desgleichen ist meine Ansicht — daß mit dem dunklen: „Und er war nicht mehr da, denn Gott hatte ihn weggenommen" das Aufthun der paradisischen Pforten gemeint sei — ganz neu! Was man mit dieser Auffassung gewinnt? Die räthselhaften: „Bne Elauhim" und „B'nauth hoodom", die zweimal vorkommen, Cap. VI. 2. 4., finden eine befriedigende Erklärung.

„B'ne Elohim" gleich „B'neh isch Elohim"! Chanoch — von dem es zwei mal heißt: Wajishalech Ch. es hoelauhim — wird nach seiner Entrückung von der Erde „Isch-hoelohim" genannt, wie Mosche, Sch'majoh, Elijohu, Elischo und David und seine Nachkommen werden „B'ne-Elohim" genannt, während alle anderen — die nicht auch von Ch., sondern bloß von „Odom horischen" abstammen — „B'ne-Odom" heißen. In „6" auf Seite 16 habe ich es kurz angedeutet.

Herrn Dr. K. wie seinen beiden gelehrten und ehrwürdigen Mitredakteuren erlaube ich mir auf das vielgedeutete: „Gam B'ne-Odom, gam B'ne-Isch" (Pslm 49) wie auf das stereotype „Ischi-Kohen-godaul" in der Mischneh aufmerksam zu machen.

Mit der Bitte, diese vorläufige „Rechtfertigung" schon in der nächsten Nummer aufnehmen zu wollen, zeichnet einem ehrwürdigen Redaktions-Beth-Din

ergebenster L. Buxbaum.

Geehrte Frau Lunzer!

Vor allem begrüße ich Sie, eine Mitleserin und Mitschreiberin der Chronik, mit Freuden als eine Frau, welche Geist und Interesse für Judenthum und jüdisch-religiöses Leben hat, als eine sympathische Seele, mit der sich ein Wort reden läßt. Vielleicht wirkt Ihr Beispiel anregend und anwerbend, und es findet sich sodann noch manches verborgene Frauchen, das mitthut, und es windet sich ein Kränzchen jüdischer Frauen, welche trotz Entfernung, Wirthschaft und Familie noch immer eine freie Stunde finden, sich geistig im Verkehr mit gleichgesinnten Frauen zu unterhalten.

Unsere liebe Chronik, die allen, orthodox, reform, alt und jung, Mann und Frau, mit gleicher Gastlichkeit gleiches Recht und gleichen Platz einräumt, um ihre Ansichten und Wünsche zu vertreten, soll unser geistiges, religiöses Stelldichein, unser Mittelpunkt sein.

Sie besprechen die Vorgänge in Ihrem Tempel anläßlich des Schofarblasens an unserem heiligsten und ernstesten Feiertage und kränken sich ob des unwürdigen Benehmens des Publikums. Darüber läßt sich viel mehr sprechen. Das Malheur daß das äußerst schwer zu behandelnde Instrument versagt, ist eine Sache, welche analog ebensogut einem Prediger wie dem Cantor und dem Chore passieren kann, indem der Redner den Faden der Rede verlieren, und dem Cantor das hohe A, worauf er gar so stolz ist, in eine scharfe Dissonanz ausarten kann! Wie oft geht

der Einklang des Chores so ganz auseinander, daß selbst der Unmusikalische sich die beiden Ohren zuhalten möchte. Da müssen eben das anerborene und anerzogene Taktgefühl, die gehobene Stimmung, die Weihe des heiligen Ortes die ungeeigneten Gefühle unterdrücken, ja noch mehr, das natürliche Wohlwollen, das ja im Gottesdienste am meisten rege werden soll, muß sich die Verlegenheit des Mannes denken, der sich aller Mühe zum Trotz blamirt und — man unterdrückt das Lachen.

Leider, leider wurzelt das Grundübel viel tiefer. Wer sich dem Gotteshause nähert, beseelt von dem Gedanken, sich eine Stunde ungestört seinem Schöpfer zu widmen, mit dankerfülltem Herzen seinem Wohlthäter für das Glück, das er genießt, zu huldigen, oder im entgegengesetzten Falle um Kraft und Geduld betet, um sein Unglück fromm und ergeben zu ertragen, der bringt auch schon eine weihevolle gemüthreiche Stimmung ins Gotteshaus mit, er tritt bescheidenen Sinnes und gedämpften Schrittes ein, und alles, Gotteshaus, Gebet, Predigt, Gesang, Schofar und Lulawschwingen stimmt ihn fromm und erhaben. Warum? weil der Boden richtig vorbereitet und des Menschen Innere, Seele und Gemüth, mit dem heiligen Orte in Einklang gebracht worden war. Wer aber, wie es leider nur zu oft geschieht, übermüthig durch Lebensgenuß, Leichtlebigkeit, Vergnügungssucht und Frivolität, sich gar nicht bewußt wird, für wie unendlich viel Segen man dem himmlischen Vater danken muß, der hat in seinem Herzen keinen Raum für Andacht und Gebet, der betritt nur das Gotteshaus von Zeit zu Zeit, um da einen Etikettebesuch zu machen, nicht aus Seelenbedürfniß, nur aus Gewohnheits- oder gesellschaftlichem Zwange, um gesehen zu werden und seine Toilette bei dieser Gelegenheit zu entfalten, der benutzt auch die Andacht wie ein Plauderstündchen, um mit einer gleichgesinnten Nachbarin, die bald herausgefunden wird, über alles Alltägliche zu sprechen, und thut dann, wenn eine tadelnde Aeußerung über ein solches nicht seltene Benehmen der jüdischen Frauen im Gotteshause gemacht wird, zur Beschönigung dieses Betragens höchst verwundert, daß die vorgeschriebenen Gebete ihrer Stimmung, ihrem Geschmacke nicht zusagen, die heiligen Gebräuche sie fremdartig anmuthen und aus Mangel an Verständniß ihr lächerlich erscheinen und gelegentlich — sie auch lacht.

Das Schofar hat schon durch seinen eigenartigen Klang, dadurch daß er nur zum Gottesdienste, niemals zu weltlichen Zwecken benutzt wird, durch seinen Zusammenhang mit dem Feste, Gottesdienste und mit der Andacht, etwas Außergewöhnliches, Mystisches und soll dadurch auf die Massen wirken, ich möchte sagen wie eine Einleitung zum Hauptgottesdienste, zur Aufmerksamkeit und Andacht vorbereiten, es erscheint mir als ein nicht überhörbares Zeichen: „es beginnt!" Kein alltäglicher Klang würde das zu ersetzen imstande sein, und daß die äußere der innern Erregung angepaßt werde, das erstrebt die Religion. Lassen wir nur erst den innern Ernst, das religiöse Gefühl und das jüdische Gemüth geweckt werden, dann wird der äußere Anstand und die Andacht von selbst kommeu.

Eine sehr traurige Erscheinung ist es, daß unsere Mütter, die Frauen vor 50 Jahren, viel gemüthvoller und deshalb viel frömmer als wir waren. Wenn sie vielleicht — und das ist nicht unbestritten — etwas weniger gebildet als wir heutzutage waren, so müßten wir, wenn die Geistesbildung die Herzensbildung verdrängen sollte, unsere Zeit im Rückschritte und nicht im Fortschritte befindlich erklären. Hoffen und wünschen wir, daß alle die über Gott und Religion sich spottend, leichtfertig oder gedankenlos hinwegsetzen, nicht erst durch Noth und Unglück, sondern durch Herzensbildung beten lernen. Laßt uns Frauen gemeinsam,

wenn auch nur winzige Sandkörnchen zu dem Baue zusammentragen, gelingt's, so können wir zufrieden sein.

Damit Gott befohlen mit schwesterlichem Gruße Jessie Kurrein.

Wegen Raummangels blieben die Recensionen und ein Nekrolog auf Dr. Joel Müller in Berlin für nächste Nummer zurück.

Die Neuorganisation der Landesjudenschaft des Königreiches Böhmen.

Von Dr. Simon Stern.

Wie in Nr. 1 dieses Jahrganges mitgetheilt wurde, ergieng an die Repräsentanz der Landesjudenschaft ein Erlaß von Seite des Cultus- und Unterrichtsministeriums (dto. 3. 11. 1894) Vorschläge für die Neugestaltung der Competenz und des Wirkungskreises dieser Vertretungskörperschaft zu machen. Bis jetzt ist diese Repräsentanz gesetzlich nichts weiter als eine Verwaltungsbehörde jener Stiftungen, die aus den Ueberschüssen der ehemaligen Judensteuer gemacht wurden, und von denen die Cultusgemeinde Prag ein Drittel, die Juden des Flachlandes Böhmen zwei Drittel bei der Auftheilung erhielten, da schon damals eine Einigung zwischen den Vertretern der Cultusgemeinde in Prag und denen des Flachlandes nicht erzielt werden konnte.

Wie nahe es auch schon damals lag, ein Centralorgan für alle cultuellen und religiösen Interessen der Juden in Böhmen zu schaffen, man wollte dieser Angelegenheit gar nicht näher treten, und bis heute wäre man ihr am liebsten ausgewichen, wenn die Regierung nicht logischer und consequenter dächte, als unsere Vertreter. Die Regierung sagt: Die Autonomie der Gemeinden soll im vollen Maße gewahrt bleiben, da aber nebst den Gemeinden auch die religiöse Genossenschaft eine Einheit bildet, so muß doch diese Einheit ein Centralorgan besitzen. Wir haben Vertreter der Gemeinden, wer bildet aber die Vertretung der religiösen Genossenschaft? Macht ihr Repräsentanten der Landesjudenschaft Vorschläge, damit dieses Centralorgan auch geschaffen werden kann. So ist die Landesjudenschaft bemüssigt, Vorschläge zu erstatten.

Die Repräsentanz der Landesjudenschaft hatte den glücklichen Gedanken, bei ihren Vorschlägen mit der Prager Cultusgemeinde einig

vorzugehen, ein Centralorgan müsse doch seinen Wirkungskreis über alle Gemeinden erstrecken, damit es nicht wieder heiße, „mit Ausnahme der Prager Cultusgemeinde." Trotz der günstig verlaufenden Vorverhandlungen kam eine Einigung mit der Prager Cultusgemeinde wieder nicht zustande. Am Schlusse dieser Verhandlungen zog diese sich zurück, denn die Prager Cultusgemeinde wird nur einem höheren Machtgebote und nicht dem Wunsche der Juden des Flachlandes Folge leisten. Während dieser Verhandlungen der Landesjudenschaft mit der Prager Cultusgemeinde wurde aber der ursprünglich geplante Entwurf verwässert und seines wesentlichen Inhaltes beraubt. Der ursprüngliche Entwurf (wie er in Nr. 1 d. J. mitgetheilt wurde) beabsichtigte ein Centralorgan für die cultuellen und religiösen Interessen des Judenthums, was selbstverständlich eine Zuziehung von Rabbinern involviert, denn man kann ja über solche Interessen nicht ohne Rabbiner verhandeln und beschließen. Der ursprüngliche Entwurf wollte die Juden Böhmens in eine organische Einheit verwandeln, die achtunggebietend als religiöse Genossenschaft nach außen auftritt und nach innen das religiöse Leben fördert und zur Entwicklung bringt. Alle religiösen Angelegenheiten, die nicht eine Gemeinde allein, sondern alle Glaubensgenossen betrifft, sollten hier ausgetragen werden. Das wäre ein Centralorgan, eine Repräsentanz der Juden Böhmens, das wäre der Mittelpunkt des religiösen Lebens, von dem die belebenden Kräfte in die Herzen aller Juden strömen würden. Hier wären vertreten alle geistigen Interessen des Judenthums. Der neue Entwurf aber ist in Folge der Compromisse von diesem Ziele abgewichen, und da er kein anderes Ziel aufstellen kann, so ist er planlos und widerspruchsvoll.

Wir übergehen die Vorschläge betreffs der Mitgliederanzahl der Constituierung und der Wahlordnung und wenden uns dem Vorschlag betreffs des neuen Wirkungskreises des Centralorganes zu:

Dieser Vorschlag geht nun dahin: „Die hohe k. k. Cultusverwaltung geruhe für die sämmtlichen Israeliten Böhmens ein Centralorgan für deren cultuellen Angelegenheiten als eine den hohen Behörden zur Verfügung stehende Körperschaft zur Erstattung von Gutachten in jüdischen Cultusangelegenheiten, sowie auch zur Erstattung von Vorschlägen in diesen Angelegenheiten und als berathendes Organ für die isr. Cultusgemeinden Böhmens in's Leben zu rufen."

1. „Die Repräsentanz ist berufen und verpflichtet, die cultuellen Interessen der Israeliten Böhmens zu wahren, die Erscheinungen des cultuellen Lebens der isr. Religionsgenossen in Böhmen mit Eifer und Umsicht zu verfolgen, deren gedeihliche Entwickelung wahrzunehmen und

zu fördern, den israelitischen Cultusgemeinden über ihr Ersuchen mit Rath und entsprechenden Vorschlägen beizustehen, an dieselben Aufrufe betreffend die Regelung ihrer Cultussachen zu erlassen und somit ein Vertrauungsorgan für die israel. Cultusgemeinden in ihrem cultuellen Leben zu bilden. Weiter wäre es opportun, die zu creirende Repräsentanz als ein Schiedsgericht zu organisieren, welches berufen wäre: Streitigkeiten zwischen den israel. Cultusgemeinden Böhmens untereinander, ferner zwischen den einzelnen Cultusgemeinden und ihren Mitgliedern oder zwischen den Cultusgemeinden und ihren Angestellten (Cultusbeamten, Dienern 2c.), wenn die betreffenden Strittheile auf dieses Schiedsgericht compromitieren, zu entscheiden."

2. „Die Repräsentanz ist ferner berufen und verpflichtet, den k. k. Behörden, insbesondere den hohen Verwaltungsbehörden über deren Auftrag Gutachten, Vorschläge, Auskünfte und sonstigen Mittheilungen zu erstatten, welche sich auf cultuelle Angelegenheiten der isr. Religionsgenossen Böhmens beziehen."

3. „Der „Repräsentanz der Israeliten Böhmens" steht das Recht zu: Vorschläge aus eigener Initiative in Bezug auf religiöse und cultuelle Angelegenheiten der Israeliten Böhmens an die hohen Behörden und an die hohen Vertretungskörper (Reichsrath, böhmischen Landtag) zu überreichen."

Das ist sehr richtig und sehr schön. Es kommt aber der Nachsatz, der wieder alles aufhebt: „Es sei nur noch ein Moment betont, welches bei der Neuschaffung der Repräsentanz der Israeliten Böhmens in Erwägung zu ziehen wäre. Es ist dies die Frage der Heranziehung des geistlichen Elementes zu dieser neuzucreirenden Körperschaft."

„Die ergebenst gefertigten Repräsentanzen konnten jedoch nicht zur Ueberzeugung gelangen, daß die Beiziehung des geistlichen Elementes geboten oder auch nur zweckmäßig sei. Die beantragte Körperschaft soll nach dem oben dargestellten Competenzkreise keineswegs mit rein rituellen oder religiös gesetzlichen Fragen sich beschäftigen, sondern nur mit cultuellen Angelegenheiten."

Möge uns doch Einer Aufklärung darüber verschaffen, was cultuell heißt, wenn Rituelles und religiös Gesetzliches ausgeschlossen ist. Ist das nicht das Messer ohne Stiel, dem die Klinge fehlt. Was ist ein religiöses Centralorgan, wenn das Religiöse ausgeschlossen bleiben muß? Womit wird sich dieses Centralorgan beschäftigen, vielleicht nur mit Streitigkeiten, dann nenne man es Schiedsgericht und nicht Centralorgan. Wie will ein solches Centralorgan Gutachten und Vorschläge in cultuellen Angelegenheiten machen, wenn das geistliche Element ausge-

schlossen ist. Wir hören oft im Entwurf cultuelle Interessen, cultuelles Leben, cultuelle Angelegenheiten, möge uns doch endlich Einer sagen, welche diese sind, wir möchten Begriffe statt Worte haben.

Schon heute wissen wir, daß auch die neuorganisierte Repräsentanz eine bedeutungslose Körperschaft sein werde, wenn das geistliche Element ausgeschlossen bleibt. Sie wird nicht die geringste Autorität erlangen, denn sie wird wieder nur eine Verwaltungsbehörde der Stiftungen sein, sie wird das bleiben, was sie heute ist.

Mögen die Repräsentanten überlegen, sie stehen am Scheidewege. Ein günstiger Zufall giebt ihnen die Gelegenheit, das Judenthum in Böhmen aus den Wirrnissen herauszuführen, und die Judenheit Böhmens zu organisieren. Und es gienge doch so leicht, es heißt ja nur mit dem Vorurtheil brechen, „das unsere Augen verklebt, um nicht zu sehen," wie der Prophet sagt. Die Furcht vor der Hierarchie heißt das Vorurtheil, aber die meisten Rabbiner sind die größten Feinde der Hierarchie, die meisten Rabbiner in Böhmen sind Freunde des legalen Fortschrittes und der gesetzmäßigen Entwicklung. Alle Rabbiner oder Laien sollten aber auch begreifen, daß ein legaler Fortschritt nur durch Zusammenwirken von Rabbinern und Laien möglich ist.

Wenn die Repräsentanz etwas bedeuten will, so muß ein Drittel der Mitglieder aus Rabbinern bestehen. Dadurch werden wir beweisen, daß das Judenthum auch nach außen als Religion auftreten will. Nach der vorzuschlagenden Wahlordnung sollen für die 13 Kreise 21 Repräsentanten und für die Cultusgemeinde Prag 7 Repräsentanten gewählt werden. Nichts wäre leichter als zu bestimmen, daß für jene 7 Kreise (Prag, Časlau, Tabor, Pilsen, Leitmeritz, Eger und Saaz) für die mehr als ein Repräsentant vorgeschlagen wird, ein Repräsentant ein qualifizierter Rabbiner sein muß, die Prager Cultusgemeinde aber möge selbst bestimmen, ob unter ihren 7 Repräsentanten ein oder zwei Rabbiner sein sollen. Das gäbe 8 eventuell 9 Rabbiner unter 28 Repräsentanten, wenn aber Prag durchaus ausgeschlossen bleiben will, 7 Rabbiner unter 21 Repräsentanten, so daß das Laienelement in jedem Fall eine qualifizierte Majorität hätte. Dazu kommt noch, daß für die Laien Ersatzmänner gewählt würden, nicht aber für die Rabbiner.

Möge nun die Repräsentanz sich wie immer entscheiden, Eines ist sicher, zu einem wirklichen Centralorgan, welches nicht nur dem Namen, sondern dem Wirkungskreise nach ein solches sein wird, kommt es, entweder durch die Repräsentanz oder neben der Repräsentanz.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Simon Stern in Saaz.
Druck von Fritz Kränzle in Saaz.